

# Er kämpft gegen das Bildungsverbot

**Frauenrechte in Afghanistan** Als Kind flüchtete Maiwand Ahmadsei aus der Heimat. Jetzt hat der Assistenzarzt vom Unispital Zürich zusammen mit Kollegen einen Onlinelehrgang für afghanische Medizinstudentinnen aufgebaut.

Simon Widmer

Es wäre leicht, angesichts der Situation der Frauen Afghanistans in Resignation zu verfallen. Sie werden von den Taliban unterdrückt, diskriminiert und um ihre Würde gebracht. Besonders einschneidend sind die Einschränkungen im Bildungsbereich. Junge Afghaninnen dürfen nur noch die Primarschule besuchen. Schulunterricht ab der siebten Klasse und der Zugang zu den Universitäten ist für Frauen verboten.

Als die Taliban im Dezember ihr frauenfeindliches Bildungsdekret verabschiedeten, sorgte das auch in der afghanischen Diaspora für Entsetzen. Als der Assistenzarzt Maiwand Ahmadsei davon erfuhr, fühlte er sich «sehr wütend und gleichzeitig machtlos», wie er im Gespräch am Universitätsspital Zürich sagt.

## Die Wut kanalisieren

Doch das Gefühl der Machtlosigkeit hielt nicht lange. Wegen einer wissenschaftlichen Studie war er schon länger in Kontakt mit dem afghanischen Arzt Khalid Khan Zadran, der in Pakistan arbeitet. Dieser erzählte ihm vor Weihnachten von der Idee einer Onlinelehrplattform für afghanische Medizinstudentinnen. «Ich sah eine Chance, meine Wut auf eine produktive Art zu kanalisieren», sagt Ahmadsei.

Er opferte seine zweiwöchigen Weihnachtsferien und half beim Aufbau der Plattform mit. Der 31-jährige rekrutierte Dozierende und half dabei, eine Struktur in das Vorlesungsangebot zu bringen. Heute ist er Teil des Leitungsteams, dem neben ihm und Khan Zadran auch vier weitere afghanische Ärzte angehören.

Seit Anfang Jahr ist das Programm «Afghan Medical Students» angelaufen. Ein Netzwerk von 250 Ärztinnen, Ärzten und fortgeschrittenen Studierenden weltweit nimmt Vorlesungen auf, die Afghaninnen zu Hause entweder live oder später im Stream anschauen können. Die Vorlesungen werden auf Englisch gehalten. Anwesend ist immer eine zweite Person, die auf Dari und Paschtu übersetzt.

## «Sie war am Boden zerstört»

Ahmadsei, sanfte Stimme, akkurat gestutzter Bart, gibt sich im Gespräch bescheiden, betont immer wieder die Leistung seiner Teamkollegen. Das ganze Gespräch über bleibt er sachlich. Auch dann, als er die Geschichte seiner Cousine erzählt. Sie stand nur einen Tag vor dem Abschluss an der medizinischen Fakultät in Kabul. Es fehlte nur noch die Abschlussprüfung. Doch als sie diese im Dezember absolvieren wollte, standen da bereits bewaffnete Sicherheitskräfte und zwangen sie, nach Hause zu gehen. «Sie war am Boden zerstört – wie so viele andere Studentinnen auch», sagt er.

Die afghanischen Frauen sind gezwungen, zu Hause zu bleiben. Viele kämpfen mit Depressionen, haben Mühe, mit der Situation umzugehen. «Es bricht einem das Herz», sagt der afghanischstämmige Deutsche. Auch bei ihm persönlich hat das Schicksal von Millionen Frauen



«Es bricht einem das Herz», sagt der Arzt Maiwand Ahmadsei über die Lage der Frauen in Afghanistan. Foto: Boris Müller

## Die Taliban haben den Ärztemangel nicht nur mit dem Bildungsverbot für Frauen verschärft.

in seinem Heimatland etwas ausgelöst. Er spricht von einer Art «Re-Traumatisierung», die bei ihm eingesetzt habe. Seine persönliche Geschichte ist mit derjenigen seines Landes verknüpft.

Ahmadsei wuchs im Afghanistan der 90er-Jahre auf. Damals, nach dem Abzug der Sowjetunion, versank das Land in einem Bürgerkrieg. Die Taliban eroberten Kabul, die Familie zog weiter, lebte in der nordafghanischen Stadt Mazar-i Sharif, die zumindest eine Zeit lang vergleichsweise sicher war. Ahmadsei hatte das Privileg, eine Schule zu besuchen. Der Unterricht fand aus Sicherheitsgründen nur unregelmässig statt, es gab im Klassenraum weder Tische noch Bänke.

Als er neun Jahre alt war, entschieden die Eltern, beides Journalisten, auf dem Landweg vor dem Bürgerkrieg zu fliehen. In einem LKW seien sie fast erstickt, es habe tagelang nichts zu essen gegeben. Ahmadsei erinnert sich an lange Fussmärsche durch

Wälder voller Schnee, in denen ein Weiterkommen fast unmöglich war. Damals fühlte er sich machtlos gegenüber der Situation in seiner alten Heimat.

## Schwierige Integration

Der Familie gelang die Flucht nach Deutschland. Die Eltern, hochgebildete mehrsprachige Akademiker, mussten Hilfsarbeiten annehmen. «Das war hart für sie», sagt Ahmadsei. Sein Vater führt in Hamburg ein Taxiunternehmen, seine Mutter arbeitet in einem Hotel. «Hätten wir doch etwas studiert, was wir auch im Ausland brauchen könnten», hörte er als Kind oft von seinen Eltern. Es ist kaum Zufall, dass von fünf Kindern vier Medizin studierten (sein Zwillingbruder arbeitet als Polizeikommissar).

Ahmadsei studierte in Hamburg und München und erhielt ein Stipendium an der renommierten Columbia University in New York. Heute arbeitet er in Zürich am Institut für Radio-Onkologie, das sich mit der Strahlentherapie von Tumoren auseinandersetzt. Die Arbeit für «Afghan Medical Students» erledigt er in der Freizeit.

Zurzeit arbeitet er daran, das Lehrangebot weiterzuentwickeln. Er prüft, inwiefern eine Kooperation mit ausländischen Universitäten möglich ist. Denkbar sei, dass ausländische Unis Theorieblöcke anerkennen oder dass die Studentinnen allenfalls ihr Studium im Ausland fortsetzen könnten. Ziel sei es, dass die Studentinnen in mittelbarer Zukunft ihre Tätigkeit als Ärztinnen in Afghanistan aufnehmen können.

Er ist sich bewusst, dass die Onlinekurse kein vollwertiger Ersatz für ein Studium vor Ort sein können. «Die Medizin ist ein Handwerk, das man auch praktisch erlernen muss», sagt er. Doch immerhin könnten die Studentinnen die theoretischen Grundlagen erlernen. Auch diene ihnen das Programm als psychologische Unterstützung. «Wir können ihnen zeigen, dass sich doch noch jemand um sie kümmert», sagt er.

Das Programm ist offensichtlich ein Erfolg. Die Anzahl Studentinnen sei von anfangs 200 auf 3000 angestiegen. Nachdem die Taliban das Bildungsprogramm zunächst bekämpft haben, wird es unterdessen geduldet. Dringend angewiesen wäre Afghanistan auf eine neue Generation von Ärztinnen allemal. Das Gesundheitswesen des Landes ist in einem miserablen Zustand.

Die Taliban haben den Ärztemangel nicht nur mit dem Bildungsverbot für Frauen, sondern auch mit einer rigiden Geschlechtertrennung weiter verschärft. Patientinnen dürfen nur von Ärztinnen, Patienten nur von Ärzten behandelt werden. Ist gerade keine Ärztin zugange, muss eine Patientin also entweder warten oder ein anderes Spital aufsuchen.

## Besserung ist nicht in Sicht

Die selbst verschuldete Misere passt zur desaströsen Regierungsbilanz der selbst ernannten Gotteskrieger. Die Hälfte der Menschen hat zu wenig zu essen. Das Land ist international isoliert. Nicht einmal der Nachbar Pakistan anerkennt die gegenwärtige Regierung. Das Land zahlt den Preis dafür, dass sich bei den Taliban die Hardliner durchgesetzt haben. Allen voran der mysteriöse Emir Hibatullah Akhundzada.

Der Emir führt die Taliban wie einen Kult. Die verhältnismässig moderaten Kräfte haben kaum etwas zu melden. «Frauen werden aus der Gesellschaft ausgeradiert», sagte Sima Samar, die frühere afghanische Ministerin für Frauenangelegenheiten. 2,5 Millionen Schülerinnen und 100'000 Studentinnen sind von dem Bildungsverbot betroffen, schreibt die UNO. «Wir müssen davon ausgehen, dass die gegenwärtige Situation der afghanischen Frauen länger anhalten wird, als uns das allen lieb ist», sagt Maiwand Ahmadsei. Zuletzt scheinen sich die Taliban weiter zu radikalisieren. Kürzlich nahmen sie überraschend den bekannten Bildungsaktivisten Matiullah Wesa aus dem südafghanischen Kandahar fest. Der Aktivist hatte die Regierung immer wieder offen dazu aufgefordert, weiterführende Schulen für Mädchen wieder zu öffnen.

Ein Gespräch mit einer afghanischen Studentin war aus Sicherheitsgründen nicht möglich. Die Kommentare zu den aufgenommenen Vorlesungen erlauben einen Einblick in die Lebensrealität der Studentinnen. Das Internet funktioniert oft nicht, es gibt organisatorische Fragen – und mehrmals findet sich immer derselbe Satz, gerichtet an Maiwand Ahmadsei und die anderen Dozierenden: «Thank you, Sir.»